

Carl Hegemann

## 1000 Jahre HAMLET

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/13952>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hegemann, Carl: 1000 Jahre HAMLET. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Begeisterung und Blasphemie, Jg. 9 (2015), Nr. 2, S. 195–197. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13952>.

### Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-zfk-2015-14277>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

### Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

# 1000 Jahre Hamlet

## Carl Hegemann

Man braucht bei aller Begeisterung für das Theater nicht zu verschweigen, dass Theater nicht nur Entlastung vom Alltag, Einsicht in Weisheit und Hervorbringung von Katharsis ist, sondern auch Überdruß, Ärger über Dummheit und die ständige Wiederholung längst bekannter Allgemeinplätze. Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten war das Theater ja schon immer eine Praxis, die sich nicht rechnete, weil der Aufwand selbst bei einigermaßen gelungenen Produktionen in keinem Verhältnis zum Ergebnis stand. Jetzt, im Zeitalter der Neuen Medien, kann man ähnliche und größere emotionale, bildungsmäßige und bildnerische Effekte für viel mehr Menschen elektronisch und digital für einen Bruchteil dessen finanzieren, was »echte« Menschen und Gegenstände auf der Theaterbühne verschlingen. Trotzdem hängen wir am Theater und die zyklisch wiederkehrenden drohenden Theaterschließungen führen zu Protesten und Unterschriftensammlungen, an denen sich manchmal sogar mehr Menschen beteiligen als überhaupt ins Theater gehen. Wir brauchen offenbar das Theater, sogar wenn wir nicht hingehen. »Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt«, heißt es bei Schiller und der Spieltrieb erwachsener Menschen braucht einen Ort jenseits des ökonomischen Prozesses. Das Theater ist anders als alle anderen Medien, die nach Marktlücken suchen, buchstäblich eine Lücke im Markt. Das ist sein Alleinstellungsmerkmal oder sollte es zumindest sein. Das Theater schafft Unwahrscheinliches und beschäftigt sich mit Dingen, für die es noch keine Gebrauchsanweisung gibt und gleichzeitig ist es das Uraltmedium, bei dem sich seit 2500 Jahren nichts Wesentliches mehr geändert hat.

Die Frage ist, wie diese beiden Bestimmungen zusammenpassen. Sind nach zweieinhalbtausend Jahren die Möglichkeiten dieses Mediums nicht ausgereizt, lässt sich überhaupt noch etwas finden, das es auf der Bühne noch nicht gegeben hat? Ist Unwahrscheinliches im Theater überhaupt noch produzierbar?

Wir schmoren im eigenen Saft. Es gibt eine klar umrissene Anzahl von Stoffen, Formen und Konstellationen, die in unendlichen Variationen wiederholt werden, und das schon immer. »Nichts Neues unter der Sonne«, heißt es bereits im Alten Testament. Klassiker wie *Hamlet* zeigen das ganze Dilemma. Eine Theatergeneration nach der andern schiebt Interpretationsmöglichkeiten hin und her, jeder Regisseur kommt nach

monatelanger Arbeit dort an, wo andere schon vor ihm waren. Klassiker sind Stücke, die immer wieder aufgeführt werden, die nie alt werden und doch schon so alt zu sein scheinen wie die Welt. Es gibt nichts zu entdecken, nichts zu finden, nur die Möglichkeit zu wiederholen, einmal gemachte Einsichten weiterzutragen und rituell am Leben zu halten. Wenn man das Ganze nicht als bloßen Sport begreifen will. Aber diese rituelle Praxis bedeutet auch: die alten Dokumente der Menschheits- und Theatergeschichte neuen und anderen Verhältnissen auszusetzen. Gott sei Dank ist auch ein klassischer Text nur ein Text, und ein Text erschließt sich nicht ohne seinen Kontext, ändert sich der Kontext, ändert sich auch die Bedeutung des Textes. Das ist der Grund, warum man immer wieder etwas anderes liest in diesen Texten und doch immer dasselbe dabei herauskommt: eine Tragödie. Die Tragödie klebt an uns. Sie scheint immer aktuell zu sein. Und alle Versuche, sie auf den Müllhaufen der Geschichte zu schmeißen, sind gescheitert. Daran wird sich nichts ändern, solange Menschen alle ihre Anstrengungen, ein gutes Leben zu haben, am Ende doch mit dem Tod bezahlen. »*The same things, that make you live, can kill you in the end*«, heißt es ähnlich wie bei Goethe auch bei Neil Young. Der tragische Selbstwiderspruch unserer Existenz ist es, der die antiken Tragödienfiguren untergehen lässt. Und der gleiche Selbstwiderspruch ist es auch, der Hamlet handlungsunfähig macht. Aus dieser Tragik, dass alle Aktivitäten, alle Rettungsversuche, nur allenfalls partiell erfolgreich sind und am Ende doch das Ende steht, kommen wir nicht heraus. Das Theater ist der Ort, wo dieses unvermeidliche Scheitern thematisiert und, könnte man sogar sagen, gefeiert wird, und damit steht es im Gegensatz zum gesamten Rest der Gesellschaft, in der es heute mehr als je zuvor nur ein Thema gibt: den Erfolg.

Die möglichen Themen und Fragen des Theaters sind deckungsgleich mit den Themen und Fragen der Welt, in der es spielt. Theater als soziale Kunst kann sich nicht abschotten, wie das vielleicht in der bildenden Kunst möglich ist. Es ist selbst Teil der Welt, so wie die Gesellschaftswissenschaften selbst Teil der Gesellschaft sind und die Geisteswissenschaften Produkt des Geistes sind, den sie untersuchen und so wie der Ethnograph, der ja auch, zumindest partiell, das »Fremde«, das er erforscht, an sich selber erfahren muss. Wenn Shakespeare in seinem späten Stück *Timon von Athen* auf die beiläufige Frage eines Malers »Was macht die Welt?« einen Dichter antworten lässt: »Sie nutzt sich ab im Lauf«, dann gilt das umgekehrt nicht nur für die Welt (und die Wissenschaften, die sich mit ihr beschäftigen), sondern auch für den Mikrokosmos des Theaters, in dem diese Sätze gesagt werden. Also, was soll's?

Weder die Welt noch das Theater sind taufersch. Und das ist speziell für die Herstellung von Kunstwerken, die sich als solche laut Niklas Luhmann durch die »geringe Wahrscheinlichkeit ihres Zustandekommens« definieren, ein Problem. Kunst muss neu sein, überraschend. Wo aber alles, was passiert, nur auf etwas verweist, das so ähnlich schon einmal dagewesen ist, wo sich immer die gleichen Muster wiederholen, wird das Neue zum Alten. »Die ewige Wiederkehr des Neuen«. Das nutzt sich ab. Aus Kunst wird Routine, Gewerbe, Zeitvertreib, weil es einfach nichts Unwahrscheinliches mehr gibt. Was auch immer im Theater gemacht wird, es ist schon einmal dagewesen, jeder mögliche Versuch, seine Grenzen zu sprengen, ist durchgespielt worden und immer ist es wieder bei den wenigen Grundvoraussetzungen gelandet, die sich vor 2500 Jahren in

Athen herausgebildet haben, und, wenn man Shakespeares Fiktion ernst nimmt, schon hundert Jahre später, eben zur Zeit Timons, abgenutzt und abgedroschen waren.

Der Abnutzung der Welt korrespondiert mit der Anhäufung der Resultate unendlich vieler Versuche ihrer Erneuerung. Das Gleiche gilt fürs Theater. Eine ungeheure Spirale aus Erfahrungen, Ereignissen und Müll, die sich wie der Turmbau zu Babel ins Unendliche schraubt, bis die Spiralwindung so angeschwollen ist, dass sie sich in einen amorphen Klumpen verwandelt. Irgendwann berührt sich der sich verengende Kreis an seinen Rändern. Dann gibt es keine Spiralbewegung mit einer eindeutigen Richtung mehr, sondern eine Ansammlung von Elementen, die in ihrer Verklumpung den bisherigen Ordnungsprinzipien, den physikalischen Gesetzen und der Logik nicht mehr entsprechen, genauso wie es nach Whitehead als theoretisches »Verwachsungsmodell« (1987) beschrieben ist und wie es im digitalen Netz empirisch geschieht, wo es kein Zentrum gibt und (fast) alles mit allem akausal verbunden werden kann. Dann ist alles gleich weit von einander entfernt. Es gibt also schon etwas Neues in diesem Prozess der »Verwachsung« (Whitehead 1987), aber das ist eher digital und nicht analog, wie das Theater.

Das Theater als Ort ständiger künstlerischer Erneuerung, als Fabrik für Unwahrscheinliches, würde sich aufgrund der Endlichkeit seiner Ressourcen totlaufen, wenn seine Errungenschaften nicht immer wieder in Vergessenheit gerieten. Die Abnutzungserscheinungen dieses uralten Mediums sind nicht zu übersehen. Aber als nicht digitalisierbares Ritual unserer Endlichkeit und Leiblichkeit, und der daraus resultierenden unabänderlichen »Dürftigkeit des Lebens«, als Tragödienmaschine und als Feier des Unberechenbaren, hat es vielleicht noch eine große Zukunft vor sich.

## Literatur

WHITEHEAD, Alfred N. (1987): *Prozess und Realität*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.